

MARKUS HÖLLER

DAS ROSENHAUS

Roman

*Manche Geheimnisse
blühen erst auf,
wenn das Herz
den Mut findet,
zu erinnern.*



DIE FRAU IM ROSENHAUS

Roman
von

MARKUS HÖLLER

ISBN: 9798197061249

Markus Höller wird vertreten durch:

D. Wiersch-Overbergstrasse 126 -

45663 Recklinghausen Deutschland

Kontakt: E-Mail: FUNK_BAND@proton.me

Technische/Text Gesamtherstellung:

Markus Höller KI FREI

Grafische Gestaltung:
Illustrationen erstellt mit Corel Photo Paint
©2026 Markus Höller

Inhalt

- 1 - Der Brief der Sterbenden
- 2 - Ankunft im Regen
- 3 - Die Herrin des Hauses
- 4 - Vor dem alten Mann
- 5 - Blut ist kein Willkommen
- 6 - Der Mann mit dem schwarzen Siegelring
- 7 - Der Gang hinter der Wand
- 8 - Die Mappe auf dem Tisch
- 9 - Was die Alten wussten
- 10 - Die Hand aus dem Schrank
- 11 - Bei Morgengrauen
- 12 - W-7
- 13 - Vor Zeugen
- 14 - Alles in seiner Hand
- 15 - Claras Angst
- 16 - Die Kanzlei des Erpressers
- 17 - Lager II
- 18 - Die Kapelle schweigt nicht
- 19 - Die Stunde ohne Atem
- 20 - Die Rosenmauer
- 21 - Bis Hilfe kam
- 22 - Reimers stellt Fragen
- 23 - Der Morgen ohne Gnade
- 24 - Der Name des Toten
- 25 - Der Mann, der tot sein sollte
- 26 - Der Rosensalon
- 27 - Der Preis der Wahrheit
- 28 - Der erste Tisch
- 29 - Der Brief, der zu spät kam
- 30 - Gregors letztes Angebot
- 31 - Die verteilte Schande
- 32 - Unter Zeugen geöffnet

- 33 - Die Briefe der Lebenden
- 34 - Der Schlüssel am Morgen
- 35 - Der Arzt mit den sauberen Händen
- 36 - Die Tasche des Arztes
- 37 - Was nicht verbrannt war
- 38 - Der Weg nach Berlin
- 39 - Elises letzte Wohnung
- 40 - Das Grab ohne Rosen
- 41 - Der Mann mit der Narbe am Ohr
- 42 - Rückkehr mit Stimmen
- 43 - Die Gegenrechnung
- 44 - Offene Türen
- 45 - L. S.
- 46 - Kein Sohn des Rings
- 47 - Das Kontor der sauberen Zahlen
- 48 - Die erste öffentliche Wahrheit
- 49 - Die Wahrheit in gedruckter Form
- 50 - Die Kapelle am Nordfriedhof
- 51 - Das Kinderbuch aus Berlin
- 52 - Was die Stadt daraus machte
- 53 - Die Stadt hört zu
- 54 - Der Pfarrer mit den leisen Worten
- 55 - Gregors letzter Handel
- 56 - Albrechts leeres Siegel
- 57 - Die Rechnung ohne Erlösung
- 58 - Das Zimmer ohne Riegel
- 59 - Briefe, die ankommen
- 60 - Das Haus, das Warten konnte

1 - Der Brief der Sterbenden

Der Regen hatte erst gegen Abend eingesetzt, nicht heftig, nicht befreiend, sondern fein und beharrlich, als wolle er die Stadt langsam auslöschen, Straße um Straße, Fenster um Fenster, Erinnerung um Erinnerung. Mara Felten stand am schmalen Bett ihrer Mutter und hörte, wie das Wasser gegen die Scheiben tickte, während in dem Zimmer hinter ihr die Uhr mit einer fast unverschämten Ruhe weiterschlug. Jeder Schlag war ein Beweis dafür, dass die Zeit sich nicht erbarmte. Auf dem Nachttisch stand eine Tasse kalter Tee, daneben ein Löffel, ein zerknülltes Taschentuch, zwei Medizinfläschchen und eine kleine Blechdose, in der Elise Felten seit Jahren alles aufbewahrt hatte, was ihr geblieben war: drei vergilbte Fotografien, ein Ehering, den sie seit dem Tod ihres Mannes nicht mehr getragen hatte, und ein Bündel Briefe, das Mara nie hatte lesen dürfen. Jetzt lag die Dose offen. Die Fotografien waren herausgenommen. Der Ring lag auf der Decke. Die Briefe fehlten. Maras Blick blieb an der leeren Dose hängen, und sie wusste noch vor dem ersten Wort ihrer Mutter, dass diese Nacht nicht nur eine Nacht des Abschieds sein würde. Elise Felten lag hoch aufgerichtet in den Kissen, so schmal, dass die Decke kaum eine Form über ihrem Körper bildete. Ihr Haar, früher dunkel und schwer, war grau geworden und klebte feucht an den Schläfen. Nur die Augen waren noch dieselben geblieben, groß, ernst, von einer Klarheit, die Mara manchmal tröstete und manchmal erschreckte, weil in ihnen keine Lüge überleben konnte. Seit drei Tagen hatte der Arzt nicht mehr von Besserung gesprochen. Seit gestern hatte er nicht mehr von Tagen gesprochen, sondern nur noch von Ruhe. Mara hatte dieses Wort gehasst, weil es wie eine höfliche Tür vor der Wahrheit stand. Ruhe. Als wäre

Sterben eine Ordnung, die man nur still genug hinnehmen musste. Elise hob die Hand, und Mara trat sofort näher. Die Finger ihrer Mutter waren kalt, aber der Griff war überraschend fest.

„Schließ die Tür, Mara.“

Mara wandte sich um, ging zur Tür und schob sie ins Schloss. Auf dem Flur roch es nach feuchter Wäsche und Kohlenstaub. Aus der Nachbarwohnung drang gedämpftes Stimmengewirr herüber, ein Streit vielleicht, ein Radio vielleicht, ein Leben, das weiterging, weil es von diesem Zimmer nichts wusste. Mara kehrte zum Bett zurück und setzte sich auf den Stuhl, dessen Rohrgeflecht unter ihr leise knackte.

„Soll ich dir noch etwas Tee warm machen?“

Elise schüttelte kaum merklich den Kopf.

„Nein. Setz dich nah zu mir. Ich muss dir etwas sagen, bevor die Kraft wieder fort ist.“

Mara beugte sich vor, und in ihr zog sich etwas zusammen. Sie hatte seit Tagen gewusst, dass dieser Satz kommen würde. Trotzdem traf er sie wie ein Schlag.

„Du darfst nicht so sprechen.“

„Doch. Gerade jetzt darf ich nicht mehr anders sprechen.“

Elise atmete flach. Der Regen verdichtete sich an der Scheibe, und der kleine Raum schien dunkler zu werden, obwohl die Lampe auf dem Tisch noch brannte. Mara sah auf das Gesicht ihrer Mutter und suchte darin nach dem alten Trotz, nach jener stillen Stärke, mit der Elise jahrelang Armut, Krankheit und Demütigung getragen hatte, ohne je um Mitleid zu bitten. Sie fand sie noch. Nicht im Körper. Im Blick.

„In der Schublade. Unten. Hol den Umschlag heraus.“

Mara rührte sich nicht sofort.

„Welchen Umschlag?“

„Du weißt es nicht, weil ich nicht wollte, dass du es weißt. Jetzt musst du es wissen.“

Mara stand auf. Ihre Knie fühlten sich hohl an, als sie zu der kleinen Kommode ging, deren Furnier an den Kanten aufgesprungen war. In der unteren Schublade lagen ordentlich gefaltete Laken, darunter ein schwarzes Tuch, darunter ein flacher, mit Wachs versiegelter Umschlag. Er war schwerer, als ein Brief sein sollte. Auf der Vorderseite stand in der feinen, altmodischen Handschrift ihrer Mutter ein Name, den Mara nur aus Andeutungen kannte: Friedrich Felten. Sie hielt den Umschlag einen Augenblick zu lange in der Hand. Der Name schien in ihrer Haut zu brennen.

„Großvater“, sagte sie leise. Elise schloss die Augen, als habe dieses Wort ihr wehgetan.

„Ja. Dein Großvater.“

Mara trat zurück ans Bett.

„Du hast gesagt, er wollte nichts mehr von dir wissen.“

„Das habe ich geglaubt.“

„Du hast gesagt, er hat dich verstoßen.“

„Das hat er getan. Damals. Aber danach habe ich geschrieben. Immer wieder. Nach deinem Vater. Nach deiner Geburt. Nach jedem Winter, den wir kaum überstanden haben. Nach jedem Umzug. Nach jeder Krankheit. Ich habe ihn angefleht, nicht meinetwegen, Mara. Deinetwegen. Nie kam eine Antwort.“

Mara sah auf den Umschlag hinab. Das Siegel war dunkelrot, rissig, aber ungebrochen.

„Vielleicht wollte er keine geben.“

„Vielleicht.“

Elise öffnete die Augen wieder. Sie waren plötzlich hart vor Schmerz.

„Aber vielleicht hat er meine Briefe nie bekommen.“

Draußen fuhr ein Wagen durch die nasse Straße. Das Geräusch schwoll an, glitt vorüber, verschwand. Mara hörte es, als käme es aus einer anderen Welt.

„Was meinst du damit?“

Elise atmete mühsam ein.

„Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, dass deine Tante Viktoria im Rosenhaus lebt. Sie lebte dort immer. Sie hat mich gehasst, lange bevor ich fortging. Sie hat gehasst, dass Vater mich liebte. Sie hat gehasst, dass ich jung war, dass ich lachen konnte, dass Menschen mir gern zuhörten. Vielleicht ist Hass stärker als Blut. Vielleicht stärker als Wahrheit.“

Mara presste den Umschlag an sich, ohne es zu merken.

„Warum hast du mir das nie erzählt?“

„Weil du nicht mit meinem Schmerz aufwachsen solltest. Ein Kind darf nicht zum Grab seiner Mutter werden, solange die Mutter noch lebt.“

Dieser Satz nahm Mara für einen Moment die Luft. Sie wollte etwas erwidern, etwas Tröstendes, etwas Wütendes, irgendetwas, aber ihre Kehle blieb eng. Elise ließ ihre Finger über die Decke gleiten, bis sie Maras Hand fand.

„Du musst nach Bonn fahren. Zum Rosenhaus. Du musst diesen Brief Friedrich Felten persönlich geben. Niemandem sonst. Hörst du? Niemandem. Nicht Viktoria. Nicht einem Verwalter. Nicht einem Diener, so freundlich er auch sein mag. Nur ihm.“

„Ich kenne ihn nicht.“

„Er ist dein Blut.“

„Blut hat dir nicht geholfen.“

Elise sah sie lange an. Ein müdes Lächeln kam und ging.

„Dann soll es wenigstens dir helfen.“

„Ich will dort nicht hin.“

„Doch.“

„Nein. Ich will nicht vor fremden Menschen stehen und betteln. Ich will nicht in ein Haus gehen, das dich vergessen hat. Ich will nicht um Aufnahme bitten, als wäre ich ein Paket, das keiner bestellt hat.“

„Du wirst nicht betteln.“

„Was denn sonst?“

„Du wirst Wahrheit bringen.“

Mara lachte kurz auf, aber das Lachen zerbrach sofort und wurde zu etwas Rauem.

„Wahrheit bezahlt kein Zimmer. Wahrheit kauft kein Brot. Wahrheit hält niemanden am Leben.“

„Aber Lüge tötet langsam.“

Elises Stimme war nur noch ein Hauch, doch jedes Wort saß fest, als habe sie es seit Jahren vorbereitet. Mara setzte sich wieder. Der Umschlag lag nun zwischen ihnen auf der Decke wie ein drittes Wesen, stumm, schwer, gefährlich.

„Was steht darin?“

„Alles, was er wissen muss.“

„Über mich?“

„Über dich. Über mich. Über deine Geburt. Über die Briefe. Über das, was ich vermute, aber nie beweisen konnte. Und eine Bitte.“

„Welche Bitte?“

Elise wandte den Blick ab. Zum ersten Mal in dieser Nacht sah sie beschämt aus.

„Dass er dich aufnimmt.“

Mara zog die Hand zurück, als hätte sie sich verbrannt.

„Nein.“

„Mara.“

„Nein, Mutter. Das kannst du nicht von mir verlangen.“

„Ich verlange es nicht für mich.“

„Gerade deshalb ist es schlimmer.“

Mara stand auf. Einen Moment lang war das Zimmer zu klein für sie, für ihre Angst, ihre Wut, ihre Verzweiflung. Sie ging zum Fenster, blieb dort stehen und sah hinaus. Die Straße glänzte schwarz. In der Laterne gegenüber hing der Regen wie Draht. Ihr Spiegelbild stand blass in der Scheibe, eine junge Frau in einem dunklen Kleid, zu schmal, zu wach, zu stolz für die Müdigkeit, die sie seit Wochen in den Knochen trug. Hinter ihr lag ihre Mutter im Sterben und gab ihr einen Auftrag, der nicht nach Rettung klang, sondern nach Unterwerfung.

„Ich kann arbeiten“, sagte Mara, ohne sich umzudrehen.

„Ja.“

„Ich kann nähen, schreiben, rechnen. Ich finde eine Stellung.“

„Vielleicht.“

„Ich brauche diese Leute nicht.“

„Du brauchst keine Menschen, die dich demütigen. Aber du brauchst deine Herkunft. Wenn man einem Menschen seine Herkunft nimmt, kann man ihm später jede Lüge überstülpen.“

Mara schloss die Augen. Sie kannte diesen Ton. Elise sprach so nur, wenn sie sich durch nichts mehr zurückdrängen ließ.

„Und wenn er mich fortjagt?“

„Dann gehst du. Aber dann weißt du es aus seinem Mund.“

„Und wenn Viktoria mich gar nicht zu ihm lässt?“

„Dann kämpfst du.“

Mara drehte sich um.

„Du sagst das, als könnte ich das.“

„Du kannst mehr, als du glaubst. Ich habe dich nicht weich erzogen, Mara. Das Leben hat uns nichts Weiches gelassen.“

Elise hustete. Der Husten kam plötzlich, tief, zerreißend. Mara war sofort bei ihr, richtete sie auf, hielt das Tuch an ihre Lippen und sah den roten Fleck, der sich darin ausbreitete. Einen Moment lang wurde alles still in ihr. Nicht ruhig. Still wie ein Raum nach einem Schuss. Elise sank zurück. Ihre Haut wirkte grauer. Doch ihre Finger suchten wieder Maras Hand, und Mara gab sie ihr.

„Versprich es mir.“

„Bitte nicht.“

„Versprich es.“

„Ich bleibe hier. Ich bleibe bei dir.“

„Nicht bei meinem Schatten. Bei deinem Leben.“

Mara beugte den Kopf. Tränen kamen ihr nicht. Sie hatte in den letzten Wochen zu viel geweint, und manchmal gab

der Körper nichts mehr her, wenn die Seele noch schrie.

„Ich verspreche es.“

Elise entspannte sich, aber nur ein wenig.

„Den Umschlag trägst du bei dir. Nicht in den Koffer. Nicht in eine Tasche, die man dir nehmen kann. Bei dir. Verstanden?“

„Ja.“

„Und noch etwas.“

Mara sah auf.

„Im Rosenhaus gibt es einen Westflügel. Er war schon damals verschlossen, aber nicht immer. Wenn Vater dir nicht glaubt, wenn sie sagen, ich hätte gelogen, dann such dort. Ich weiß nicht, was noch dort ist. Aber ich weiß, dass Viktoria Angst vor diesem Teil des Hauses hatte.“

„Was soll dort sein?“

„Ich weiß es nicht.“

„Mutter.“

„Ich weiß es wirklich nicht. Nur eines. In meinem letzten Jahr dort hörte ich nachts manchmal Schritte hinter der Wand meines Zimmers. Vater sagte, alte Häuser sprächen im Winter. Viktoria sagte, ich sei hysterisch. Aber deine Großmutter hatte mir einmal erzählt, dass es zwischen dem Westflügel und den alten Zimmern Dienstgänge gab. Versteckte Türen. Abgeschlossene Räume. Dinge, die man nicht sah, wenn man nur durch die offenen Flure ging.“

Mara fröstelte, obwohl das Zimmer stickig war.

„Das klingt wie eine Geschichte, die man Kindern erzählt, damit sie sich fürchten.“

„Nein. Das Rosenhaus fürchtet keine Kinder. Es fürchtet nur, dass jemand die richtigen Türen öffnet.“

Elise lächelte dabei nicht. Gerade das machte den Satz schlimmer. Mara nahm den Umschlag und schob ihn unter ihr Kleid, dicht an den Körper, so wie ihre Mutter es verlangt hatte. Das Papier war kalt auf ihrer Haut.

„Gibt es dort jemanden, dem ich trauen kann?“

Elise überlegte lange. Zu lange.

„Agnes. Wenn sie noch lebt und noch im Haus ist. Agnes Berger. Sie war Küchenmädchen, als ich jung war. Später Hausmädchen. Vielleicht ist sie längst fort. Vielleicht tot. Wenn nicht, dann sag ihr: Elise hat die weißen Rosen nicht vergessen.“

„Die weißen Rosen.“

„Sie wird es verstehen.“

Wieder setzte der Husten ein, schwächer diesmal, aber beängstigender, weil Elise danach kaum noch Atem fand. Mara wollte nach der Nachbarin rufen, nach dem Arzt, nach irgendeinem Menschen, der etwas tun konnte, doch Elise hielt sie fest.

„Nein. Bleib.“

„Du brauchst Hilfe.“

„Die Hilfe, die ich brauche, kommt nicht mehr.“

„Sag das nicht.“

„Ich habe keine Angst.“

„Ich aber.“

Da sah Elise ihre Tochter mit einer Zärtlichkeit an, die Mara beinahe zerbrechen ließ.

„Ich weiß.“

Ein paar Minuten lang sprachen sie nicht. Der Regen schlug an die Scheibe. Die Uhr schlug weiter. Im Ofen sackte ein Stück Kohle zusammen. Mara hielt die Hand ihrer Mutter und versuchte, sich jeden Zug ihres Gesichtes einzuprägen, nicht das kranke Gesicht, nicht das eingefallene, sondern das, was darunter noch zu erkennen war: die junge Frau auf den Fotografien, die Mara nie gekannt hatte; die Frau, die einmal im Rosenhaus gelebt hatte; die Tochter eines reichen Mannes, die aus Liebe fortgegangen war und für diese Liebe mit Armut bezahlt hatte.

„Warst du glücklich mit Vater?“

Elise sah sie an, als habe sie auf diese Frage gewartet.

„Ja.“

„Auch später?“

„Nicht immer leicht. Aber wahr. Das ist mehr, als viele haben.“

„Hast du es bereut?“

„Ihn nie. Den Bruch mit meinem Vater manchmal. Mein Schweigen oft. Meinen Stolz fast immer.“

Mara schluckte.

„Bin ich wie du?“

„Ja. Und nein. Du hast meine Stirn, wenn du wütend bist. Den Mund deines Vaters, wenn du schweigst. Aber dein Herz gehört dir allein. Lass niemanden hinein, der zuerst Mitleid bringt und dann eine Kette daraus macht.“

„Warum sagst du das?“

Elise schloss die Augen.

„Weil es Männer gibt, die eine verletzte Frau besser lesen als jedes Buch. Sie suchen nicht Liebe. Sie suchen die Stelle, an der man bricht.“

Der Satz blieb im Raum stehen. Mara verstand ihn nicht ganz, aber sie wusste, dass sie ihn behalten musste. Elise wurde stiller. Ihre Atemzüge bekamen größere Abstände. Einmal öffnete sie noch die Augen und sah zur Kommode, zur leeren Dose, zum Fenster, dann zu Mara.

„Wenn er mich geliebt hat, wird er dich erkennen.“

„Und wenn nicht?“

„Dann erkennst du ihn.“

Kurz vor Mitternacht hörte der Regen auf. Nicht plötzlich, sondern wie eine Stimme, die den Mut verlor. Die Stadt lag nass und dunkel unter dem Fenster, und irgendwo in der Ferne schlug eine Kirchturmuh. Elise Felten starb, während Mara ihre Hand hielt. Es war kein schöner Tod, kein friedlicher, kein solcher, von dem fremde Menschen später sagen konnten, sie sei sanft hinübergegangen. Sie kämpfte um jeden Atemzug, bis der Körper den Kampf ohne ihre Zustimmung aufgab. Als es vorbei war, blieb Mara sitzen. Sie rief nicht. Sie bewegte sich nicht. Sie hielt nur diese Hand, die langsam jede Wärme verlor, und in ihrem Kleid, dicht an ihrem Herzen, lag der versiegelte Brief an

Friedrich Felten. Erst als die Kerze neben dem Bett flackerte und fast erlosch, beugte Mara sich vor und küsste die Stirn ihrer Mutter.

„Ich gehe hin“, sagte sie leise. Ihre Stimme klang fremd in dem Zimmer.

„Aber ich werde nicht betteln.“

2 - Ankunft im Regen

Am Morgen nach Elises Tod kam der Arzt kurz nach sieben, weil die Nachbarin ihn geholt hatte, nicht Mara. Mara hatte die Tür erst geöffnet, als Frau Riedel so lange dagegen geklopft hatte, bis das dünne Holz in den Angeln zitterte. Danach war alles in jene fremde Ordnung geraten, die mit dem Tod beginnt und so tut, als sei sie Hilfe. Der Arzt sprach leise, stellte nichts mehr fest, was Mara nicht schon wusste, schrieb etwas auf ein Formular, drückte ihr mit einer Müdigkeit die Hand, die fast wie Scham wirkte, und ging wieder. Frau Riedel blieb, schürte den Ofen, wusch Tassen aus, zog die Vorhänge halb zu und sagte immer wieder, Mara müsse jetzt stark sein, als sei Stärke eine Schublade, die man aufziehen konnte, wenn die Welt zusammenbrach. Mara nickte, weil sie keine Kraft hatte, sich gegen gut gemeinte Worte zu wehren. Sie ließ sich an den Tisch setzen, trank Kaffee, der bitter schmeckte, ohne sie wach zu machen, und hörte zu, wie Frau Riedel von Bestatter, Totenschein, Pfarrer und Kosten sprach. Kosten. Dieses Wort kroch überall hinein. Selbst in den Tod. Es stand zwischen den Kerzen, lag neben dem weißen Laken, klebte an den Schuhen der Männer, die später kamen und Elises Körper mit einer vorsichtigen Geschäftigkeit aus dem Zimmer trugen. Mara unterschrieb, was man ihr vorlegte. Sie zählte das wenige Geld in der Blechdose, nahm den Ehering ihrer Mutter, legte ihn erst in die Hand, dann wieder zurück, weil sie wusste, dass sie ihn nicht versetzen konnte, ohne etwas in sich endgültig zu beschädigen. Die Beerdigung wurde schlicht, beinahe arm, und doch war sie würdig, weil Mara keine Träne vor fremden Leuten vergoss. Sie stand am offenen Grab, hörte den Pfarrer von Heimkehr sprechen und dachte an das Rosenhaus, an einen alten Mann, der vielleicht nie erfahren

hatte, dass seine Tochter bis zuletzt nach seiner Vergebung verlangt hatte. Als die Erde auf den Sarg fiel, hielt Mara die Hände fest ineinander, damit niemand sah, wie sie zitterten. Frau Riedel weinte lauter als sie. Zwei ehemalige Nachbarinnen nickten betroffen. Ein Mann vom Vermieter stand abseits und wartete, bis alles vorbei war, weil er noch wegen der Wohnung sprechen musste. So endete Elises Leben in einem kalten Wind, unter fremden Blicken und mit der Frage, wie schnell das Zimmer geräumt werden könne. Am Abend kehrte Mara allein zurück. Das Bett war leer, und gerade diese Leere war grausamer als der Tod selbst. Sie packte nicht viel. Zwei Kleider, Wäsche, die Fotografien, das Nähzeug ihrer Mutter, den Ehering, ein kleines Gebetbuch, obwohl sie nicht wusste, ob sie noch beten konnte, und den versiegelten Brief, den sie seit jener Nacht am Körper trug. Die Blechdose ließ sie nicht zurück. Sie wickelte sie in ein Tuch und legte sie unten in den Koffer, als lege sie ein Stück Vergangenheit zu Grabe. Danach blieb sie lange in der Mitte des Zimmers stehen. Alles sah plötzlich kleiner aus: der Tisch, an dem Elise genäht hatte, das Fenster, durch das sie oft hinausgesehen hatte, die Kommode, in deren Schublade der Brief verborgen gewesen war, die Wand, an der der Schatten der Lampe immer gezittert hatte. Mara verstand in diesem Augenblick, dass Armut nicht nur fehlendes Geld war. Armut war auch, dass ein ganzes Leben in einen Koffer passte. Sie löschte die Lampe erst spät, schlief kaum, und als am nächsten Morgen der Himmel bleigrau über den Dächern hing, verließ sie die Wohnung mit dem Koffer in der Hand, ohne sich noch einmal umzusehen. Auf dem Bahnhof roch es nach Kohle, nasser Wolle und billiger Wurst. Menschen drängten sich aneinander vorbei, als hätten sie alle ein Ziel, das sie retten konnte. Mara kaufte eine Fahrkarte nach Bonn und erschrak, wie wenig von ihrem Geld danach übrigblieb. Sie setzte sich in ein Abteil dritter Klasse, hielt den Koffer zwischen den Knien und den

Mantel geschlossen, obwohl es im Wagen bald stickig wurde. Der Brief lag unter ihrer Bluse, fest an die Haut gebunden. Manchmal spürte sie das harte Siegel bei jeder Bewegung. Es beruhigte sie nicht. Es erinnerte sie. Gegenüber saß eine Frau mit zwei Kindern, die immer wieder zu Mara hinübersah, vielleicht wegen des schwarzen Kleides, vielleicht wegen ihres Gesichts. Ein älterer Herr las eine Zeitung und schüttelte bei jeder Spalte missbilligend den Kopf. Ein Soldat schlief mit offenem Mund. Landschaft zog vorbei, zuerst Häuser, Hinterhöfe, Fabrikmauern, dann Felder, kahle Bäume, Dörfer mit Kirchtürmen, die aussahen, als seien sie seit Jahrhunderten nicht gefragt worden, ob sie noch stehen wollten. Mara sah hinaus und wiederholte still die wenigen Namen, die ihre Mutter ihr gegeben hatte: Friedrich Felten. Viktoria Felten. Agnes Berger. Rosenhaus. Westflügel. Weiße Rosen. Je öfter sie die Namen dachte, desto weniger wirkten sie wie Rettung. Sie wurden zu Türen, und hinter keiner wusste sie, was wartete. Als der Zug nach Stunden langsamer wurde und Bonn angekündigt wurde, zog sich in Mara alles zusammen. Sie stieg aus, suchte einen Träger, verzichtete wegen des Geldes darauf, nahm den Koffer selbst und trat aus der Bahnhofshalle in einen Abend, der nach Regen roch, obwohl noch keiner fiel. Die Stadt war fremd, lebendiger als die Welt, aus der sie kam, mit nassen Pflastersteinen, Wagen, Stimmen, Schaufenstern, aus denen Licht auf die Straße floss. Sie fragte nach dem Weg zum Rosenhaus. Der erste Mann kannte es nicht. Die zweite Frau sah sie prüfend an und wies vage nach Westen. Ein Kutscher wusste sofort Bescheid, verlangte aber einen Preis, der Mara fast die Sprache nahm. Sie verhandelte nicht gut, weil sie es nicht gewohnt war, aber sie blieb stehen, bis er ungeduldig nachgab. Während der Wagen durch die Straßen ratterte, begann der Regen. Erst zögernd, dann dichter, dann so gleichmäßig, dass die Welt hinter grauen Fäden

verschwand. Die Stadt wich zurück. Die Häuser wurden größer, standen weiter auseinander, hinter Mauern und Gittern. Alte Bäume beugten sich über den Weg. Der Kutscher sagte nichts mehr. Mara hielt den Koffer fest und sah, wie die Laternen im Regen verschwammen. Schließlich bog der Wagen in eine breite, von kahlen Linden gesäumte Straße ein und hielt vor einem hohen schmiedeeisernen Tor, dessen Spitzen wie schwarze Dornen in den Himmel ragten. Dahinter lag das Rosenhaus. Es war größer, als Mara erwartet hatte, nicht schön im freundlichen Sinn, sondern eindrucksvoll und schwer, ein langgestreckter Bau aus hellem, vom Wetter verdunkeltem Stein, mit hohen Fenstern, einem Mittelrisalit, breiten Stufen und zwei Seitenflügeln, von denen einer im Dunkel beinahe verschwand. Der Garten war verwildert. Rosensträucher, im Winter kahl und stachlig, drängten sich an den Wegen, rankten an Bögen, kratzten gegen Mauern, als wollten sie das Haus festhalten oder daran hindern, sich selbst zu entkommen. Im rechten Teil brannten Lichter. Der linke Flügel lag schwarz. Mara wusste, ohne dass es ihr jemand sagen musste, dass dies der Westflügel war.

„Da wären wir“, sagte der Kutscher und sprang vom Bock. Seine Stimme klang plötzlich gedämpft, als respektiere auch er das Haus nicht gern zu laut. Mara bezahlte. Er stellte den Koffer vor das Tor und sah sie an.

„Soll ich warten?“

Mara blickte durch die Gitterstäbe auf die dunkle Auffahrt.

„Nein.“

„Sind Sie sicher?“

Sie sah ihn an.

„Ja.“

Er zuckte die Achseln, stieg wieder auf und fuhr davon. Das Geräusch der Räder entfernte sich schneller, als Mara lieb war. Dann stand sie allein vor dem Tor. Regen lief über ihren Hutrand, kroch in den Kragen, machte die

Handschuhe feucht. Sie hob die Hand zur Klingel. Einen Augenblick hielt sie inne. Nicht aus Angst, sagte sie sich. Aus Sammlung. Dann zog sie. Tief im Haus schlug eine Glocke an, dumpf, alt, als käme der Klang aus einem Keller. Es dauerte lange. So lange, dass Mara schon glaubte, niemand würde öffnen. Dann erschien auf der Auffahrt ein Licht. Eine Gestalt mit Schirm kam näher, langsam, vorsichtig. Am Tor hob sich das Licht und zeigte ein altes Frauengesicht unter einer Haube, faltig, schmal, mit scharfen Augen, die Mara musterten, als könnten sie durch nasse Kleider, Haut und Lüge hindurchsehen.

„Was wollen Sie?“

Mara musste schlucken.

„Ich möchte Herrn Friedrich Felten sprechen.“

Die Alte rührte sich nicht.

„Herr Felten empfängt niemanden. Schon gar nicht bei diesem Wetter und zu dieser Stunde.“

„Ich komme von weit her.“

„Das tun viele, wenn sie etwas wollen.“

Mara spürte, wie der Griff des Koffers in ihre Finger schnitt.

„Ich will nichts von Ihnen. Ich muss Herrn Felten persönlich sprechen.“

Die Alte trat näher an das Gitter. Der Schein der Laterne fiel auf Maras Gesicht. Etwas veränderte sich in ihrem Blick, nur einen Herzschlag lang.

„Wie heißen Sie?“

„Mara Felten.“

Die Alte erstarrte. Der Regen rauschte zwischen ihnen.

„Wiederholen Sie das.“

„Mara Felten. Meine Mutter war Elise Felten.“

Die Hand der Alten schloss sich fester um den Laternenbügel.

„Sagen Sie diesen Namen hier nicht so laut.“

Mara richtete sich auf, obwohl sie durchgefroren war.

„Warum nicht?“

„Weil manche Namen in diesem Haus nicht tot genug sein können.“

Die Alte griff nach dem Schlüsselbund an ihrer Schürze, schloss das Tor auf und öffnete es nur so weit, dass Mara hindurchtreten konnte.

„Schnell. Kommen Sie herein.“

Mara nahm den Koffer und trat auf das Grundstück. Das Tor fiel hinter ihr ins Schloss. Dieses Geräusch war endgültig. Zu endgültig. Die Alte ging voraus, den Schirm tief über den Kopf gezogen.

„Sind Sie Agnes Berger?“

Die Frau blieb so abrupt stehen, dass Mara fast gegen sie gestoßen wäre. Langsam drehte sie sich um.

„Wer hat Ihnen den Namen genannt?“

„Meine Mutter.“

„Ihre Mutter ist tot?“

Mara antwortete nicht sofort.

„Seit vier Tagen begraben.“

Agnes Berger schloss kurz die Augen. Als sie sie wieder öffnete, war der harte Dienstbotenblick darin, aber darunter lag etwas anderes, etwas Altes, Verletztes.

„Gott sei ihrer Seele gnädig.“

Mara sagte leise:

„Sie hat gesagt, ich soll Ihnen sagen: Elise hat die weißen Rosen nicht vergessen.“

Nun zitterte die Laterne in Agnes' Hand. Einen Augenblick sah sie aus, als werde sie Mara berühren, vielleicht umarmen, vielleicht zurückstoßen, doch sie tat nichts davon.

„Dann kommen Sie nicht durch die Vordertür.“

„Warum?“

Agnes sah zum Haus.

„Weil Frau Viktoria Besuch hat. Und weil Herr Gregor Voss dort ist.“

Der Name bedeutete Mara nichts, aber die Art, wie Agnes ihn aussprach, genügte.

„Wer ist das?“

„Ein Mann, der zu oft hier ist und zu selten ohne Grund.“

„Ich muss zu meinem Großvater.“

„Heute nicht.“

Mara blieb stehen.

„Doch. Ich habe es meiner Mutter versprochen.“

Agnes wandte sich mit einer Schärfe zu ihr, die fast wie Zorn klang.

„Und ich habe Ihrer Mutter vor vielen Jahren einmal versprochen, ihr zu helfen, wenn ich es könnte. Deshalb werden Sie jetzt tun, was ich sage. Wenn Sie heute Abend durch die Halle treten und Ihren Namen nennen, sind Sie morgen früh wieder auf der Straße, bevor Herr Friedrich auch nur erfährt, dass Sie an diesem Tor gestanden haben. Verstehen Sie?“

Mara verstand. Gerade weil sie nicht wollte. Sie nickte. Agnes führte sie nicht zur breiten Treppe, sondern seitlich am Haus entlang. Der Weg war aufgeweicht, Pfützen standen zwischen den Steinen, und die kahlen Rosen peitschten im Wind gegen Maras Rock. Einmal verfang sich ein Dorn im Saum. Mara riss sich los, zu heftig, der Stoff gab ein trockenes Geräusch von sich. Sie blieb nicht stehen. Hinter dem Haus lag ein Wirtschaftshof mit einem niedrigen Nebengebäude, einer Pumpe, Holzstapeln und mehreren dunklen Türen. Agnes öffnete eine davon und schob Mara hinein. Wärme schlug ihr entgegen, dazu der Geruch von Seife, feuchtem Stein, Asche und gekochtem Gemüse. Es war eine Waschküche, groß, niedrig, mit einem gemauerten Herd, Bottichen und Leinen, die quer durch den Raum gespannt waren.

„Bleiben Sie hier“, sagte Agnes.

„Ich bringe Ihnen trockene Tücher und etwas Heißes. Sprechen Sie mit niemandem, wenn jemand kommt. Sagen Sie, Sie seien eine entfernte Nichte von mir, falls es sich nicht vermeiden lässt.“

„Lügen?“

Agnes sah sie trocken an.

„Überleben nennt man das in diesem Haus.“

Sie verschwand, und Mara blieb allein. Der Raum war nicht unfreundlich, aber fremd. Durch eine kleine Scheibe sah sie hinaus in den Hof, wo der Regen in schrägen Linien fiel. Aus dem Haupthaus drang kein Laut hierher, nur manchmal ein fernes Klirren, vielleicht Geschirr, vielleicht eine Tür. Mara stellte den Koffer ab, zog die Handschuhe aus und sah auf ihre roten Finger. Sie war im Rosenhaus. Nicht aufgenommen. Nicht abgewiesen. Versteckt. Das war etwas anderes. Sie trat an den Herd, in dem noch Glut lag, und wärmte die Hände. Das Siegel des Briefes drückte gegen ihre Haut.

„Ich bin da“, flüsterte sie, aber der Satz klang nicht wie ein Sieg. Agnes kehrte mit einem grauen Tuch, einer Decke und einer Schüssel Suppe zurück. Hinter ihr huschte ein junges Dienstmädchen mit neugierigen Augen herein, blieb aber auf Agnes' Blick hin sofort an der Tür stehen.

„Lene, du hast hier nichts gesehen. Du hast mich verstanden?“

Das Mädchen wurde rot.

„Ja, Frau Berger.“

„Und wenn Frau Viktoria fragt, warum ich länger in der Waschküche bin, dann ist der Kessel übergelaufen.“

„Der Kessel ist nicht übergelaufen.“

„Dann sorg dafür, dass er es war.“

Lene verschwand, nicht ohne Mara noch einen schnellen Blick zuzuwerfen. Agnes stellte die Suppe auf den Tisch.

„Essen Sie.“

„Ich habe keinen Hunger.“

„Das ist mir gleich.“

Mara setzte sich. Der erste Löffel war heiß und salzig, und erst als sie schluckte, merkte sie, wie leer sie war. Agnes beobachtete sie schweigend.

„Sie sehen ihr ähnlich.“

Mara hielt inne.

„Meiner Mutter?“

„Nicht ganz. Elise war weicher im Gesicht. Nicht im Wesen. Da konnte sie hart sein, wenn man sie zwang. Aber sie sah weicher aus.“

„Sie haben sie gekannt?“

Agnes' Mund zuckte.

„Ich habe ihr die Haare geflochten, als sie sechzehn war. Ich habe ihr heimlich Kuchen gebracht, wenn Frau Viktoria ihr wieder einen Tag verdorben hatte. Ich habe sie weinen sehen, als Ihr Großvater ihr den Mann verbot, den sie liebte. Und ich habe gesehen, wie leer dieses Haus wurde, nachdem sie fort war.“

Mara legte den Löffel ab.

„Warum hat niemand ihr geantwortet?“

Agnes sah zur Tür. Erst dann sprach sie weiter, leiser.

„Ich wusste nicht, dass sie schrieb. Nicht damals. Später ahnte ich es. Aber Ahnungen sind in solchen Häusern gefährlich, wenn man keine Beweise hat und vom Lohn lebt.“

„Meine Mutter glaubte, Viktoria habe die Briefe abgefangen.“

„Ihre Mutter war nicht dumm.“

„Wissen Sie es?“

Agnes' Gesicht wurde verschlossen.

„Noch nicht.“

„Noch nicht?“

„Manche Dinge brauchen lange, bis sie faulen. Aber irgendwann riecht man sie.“

Schritte näherten sich draußen. Agnes griff nach der Schüssel, als wäre Mara eine gewöhnliche Hilfskraft, und stellte sich so vor sie, dass man sie von der Tür aus nicht sofort sehen konnte. Die Tür öffnete sich. Ein Mann trat ein. Nicht alt, nicht jung, vielleicht Ende dreißig, groß, dunkel gekleidet, mit einem Gesicht, das auf den ersten Blick angenehm wirkte und auf den zweiten zu ruhig. Er trug keinen Hut mehr, nur Handschuhe, und an seinen

Schuhen haftete kein Schlamm, als sei selbst der Regen vorsichtig gewesen, ihn zu berühren. Mara wusste sofort, ohne dass jemand ihn vorstellte, wer er war. Gregor Voss. Sein Blick ging zuerst zu Agnes, dann über den Raum, dann blieb er an Mara hängen. Nicht überrascht. Interessiert. Das war schlimmer.

„Frau Berger“, sagte er, „Frau Felten sucht Sie.“

Agnes neigte knapp den Kopf.

„Ich komme sofort, Herr Voss.“

„Und wer ist das?“

Agnes antwortete einen Atemzug zu spät.

„Eine Verwandte von mir.“

Gregor Voss lächelte.

„Tatsächlich? Sie haben nie erwähnt, dass Sie Verwandtschaft besitzen.“

„Sie haben nie gefragt.“

Das Lächeln blieb.

„Wie unaufmerksam von mir.“

Er trat einen Schritt näher. Mara stand nicht auf. Sie wusste nicht, ob es unhöflich war, aber sie wollte nicht kleiner wirken, als sie sich fühlte. Gregor betrachtete ihr schwarzes Kleid, den nassen Saum, die Hände, den Koffer neben dem Tisch.

„Von weit her?“

„Ja“, sagte Mara, bevor Agnes antworten konnte.

„Und mit Trauer im Gepäck.“

Seine Stimme war weich geworden. Zu weich.

„Mein Beileid.“

Mara nickte.

„Danke.“

„Wen haben Sie verloren?“

Agnes sagte scharf:

„Herr Voss, Frau Felten wartet.“

Er hörte nicht auf Agnes. Er sah Mara an.

„Ihre Mutter?“

Mara spürte, wie Agnes neben ihr erstarrte. Der Raum schien mit einem Mal enger zu werden.

„Ja.“

„Das ist ein schwerer Verlust.“

„Jeder Verlust ist schwer, wenn man ihn nicht freiwillig hergegeben hat.“

Einen Moment lang war es still. Gregor Voss' Lächeln veränderte sich kaum, aber seine Augen wurden wacher.

„Ein bemerkenswerter Satz.“

„Nicht bemerkenswert. Nur wahr.“

„Wahrheit ist selten so einfach, wie Trauernde glauben.“

Agnes trat zwischen sie.

„Ich muss jetzt wirklich hinauf.“

Gregor hob leicht die Hand, als entschuldige er sich für seine Menschlichkeit.

„Natürlich. Frau Viktoria ist nicht gern ungeduldig, obwohl sie es oft ist.“

Er wandte sich zur Tür, blieb dort aber noch einmal stehen.

„Wie sagten Sie, heißt Ihre Verwandte, Frau Berger?“

Agnes' Gesicht wurde grau. Mara stand auf. Ihre Stimme war ruhig, obwohl ihr Herz hart schlug.

„Ich sagte es noch nicht.“

Gregor Voss sah sie an.

„Dann warte ich auf eine spätere Vorstellung.“

Er ging. Die Tür schloss sich. Erst als seine Schritte verklungen waren, atmete Agnes hörbar aus.

„Das war töricht.“

„Er hätte Sie weiter gefragt.“

„Und Sie glauben, Sie hätten ihn aufgehalten?“

„Nein. Aber jetzt weiß er wenigstens, dass ich sprechen kann.“

Agnes sah sie an, lange, prüfend, beinahe widerwillig.

„Ja. Das weiß er jetzt. Und er wird sich merken, wie.“

Im Haupthaus wurde kurz darauf eine Tür geschlagen. Dann eine zweite. Stimmen drangen dumpf durch die

„Dann sagst du es.“

„Und wenn ich es schlecht mache?“

„Dann sage ich es.“

„Das klingt fast gefährlicher als Liebe.“

„Vielleicht ist es ein Teil davon.“

Mara sah ihn lange an. Dann ging sie zu ihm und küsste ihn, nicht als Heimkehr, nicht als Abschluss aller Prüfungen, sondern als Gegenwart. Er nahm sie in die Arme, und diesmal blieb sie länger, ohne innerlich die Tür zu suchen. Die Tür war offen. Das genügte. Als sie sich löste, blieb ihre Hand in seiner.

„Ich liebe dich“, sagte sie. Nicht Sie. Nicht vorsichtig genug, um Abstand zu wahren. Du. Das Wort erschrak sie selbst ein wenig, aber es blieb. Leonhard hörte es, als hätte sich etwas geöffnet, das keinen Schlüssel brauchte.

„Ich liebe dich, Mara.“

Sie lächelte.

„Ohne Vertrag?“

„Ohne Voss-Klausel.“

„Mit offenen Türen.“

„Mit offenen Türen.“

Später, als das Haus stiller wurde, setzte Mara sich an den neuen Schreibtisch und schrieb drei Briefe. Einen an Marta: Ich bin angekommen. Das Zimmer hat Luft. Einen an Friedrich, obwohl er nur einen Flur entfernt, war: Ich bin zurück, und ich bleibe heute Nacht hier. Nicht als Elise. Als ich. Einen an sich selbst, in Pahls Heft: Das Rosenhaus ist nicht geheilt. Ich auch nicht. Aber ein Brief kam an. Ein Ring wurde nicht zurückgegeben. Ein Zimmer hat keinen Riegel mehr. Ein Name steht neben den anderen, nicht darunter. Vielleicht reicht das für den Anfang. Sie legte die Feder nieder und öffnete das Fenster. Draußen lag der Garten dunkel, die Rosen noch nicht blühend, aber die Knospen waren da. Im Flur ging Agnes vorbei, blieb kurz stehen, sagte nichts und ging weiter. Friedrichs Zimmer war still. Viktorias Tür nicht verschlossen. Unten sprach

Reimers leise mit Pahl. Jakob lachte irgendwo trocken über etwas, das vermutlich nicht lustig war. Leonhard stand nicht vor ihrer Tür. Er musste es nicht. Mara löschte die Lampe nicht sofort. Sie sah in das dunkle Glas des Fensters, aber diesmal erschrak sie nicht vor dem Spiegelbild. Hinter ihr ein Zimmer. Vor ihr Nacht. Dazwischen sie selbst. Keine Erlösung. Keine vollkommene Gerechtigkeit. Kein Ende, das alles bezahlte. Aber offene Türen, Briefe, die ankamen, und Menschen, die gelernt hatten, nicht mehr allein zu lesen. Das Rosenhaus wartete nicht wie früher, schwer und fordernd. Es atmete. Und Mara atmete mit.

E N D E

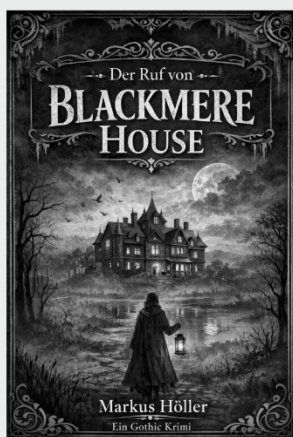
MARKUS HÖLLER

Thriller. Krimis. Harte Spannung.

Zur Autorensseite



Scannen und mehr entdecken



Der Ruf von BLACKMERE HOUSE

von Markus Höller

Ein abgelegenes Herrenhaus. Ein Mord, der nie aufgeklärt wurde. Und ein Ort, der seine Geheimnisse nicht begraben will. Als Helena Grant nach Blackmere House kommt, glaubt sie nicht an Geschichten über flüsternde Wände oder dunkle Vergangenheit. Doch das alte Anwesen im Moor scheint ein Eigenleben zu führen. Nächte voller Unruhe. Räume, die mehr wissen, als sie sollten. Und Bewohner, die nicht alles sagen. Je tiefer Helena gräbt, desto klarer wird: Der Tod, der einst Blackmere erschütterte, war kein Zufall. Ein Netz aus Lügen, Schuld und verdrängter Wahrheit zieht sich durch die Geschichte des Hauses. Und jemand sorgt dafür, dass diese Wahrheit verborgen bleibt. Doch Blackmere House schweigt nicht mehr. Und Helena steht kurz davor, etwas zu entdecken, das alles verändert.

ISBN-13 : 979-8255280018